

„Kaledonischer Blues“

Der Schotte John Kirkbride bringt seine Musik ins „Jam“

BAD WINDSHEIM - Er schaut aus, wie ein echter Country-Blueser, nun mal vorschriftsmäßig auszusehen hat: von breiter Statur, angetan mit Lederjacke, breitem Hut, Jeans, Bart und Brille. Schon beim ersten Stück - einem flott gespielten Boogie-Woogie - spürt man: Er hat den Blues und das Feeling, dieser John Seamus Kirkbride aus Schottland; dieser kaledonische Highland-Blueser; und er hatte ein bewegtes Leben dazu.

1946 in Ullapool in Schottland geboren, 1954 mit der Familie nach Australien ausgewandert, lernte er mit acht Jahren das Gitarrespiel. Damals schon stimmte er das Instrument auf einen Akkord ein und traf damit genau jene Einstellung des Instruments, welche die ersten Mississippi-Blues-Sänger im Mississippi-Delta als offene Stimmung für das Flaschenhals- oder Bottleneckspiel benutzten. Kirkbride selber wurde sehr stark von dem schwarzen Delta-Bluesmusiker Robert Johnson beeinflusst.

John Kirkbride lebt heute als Profimusiker, Songwriter und Entertainer in Deutschland und ist der lebendige Beweis dafür, dass der Blues nicht unbedingt die traurige und ernsthafte Kunstform zu sein hat, die engstirnige Puristen hier mitunter verlangen. Er hat von Songwritern wie Neil Young, Leonard Cohen und Randy Newman gelernt, wie sich ein Dialog zwischen Text und Musik herstellen lässt. Dies zeigt seine Vorliebe für gesellschaftskritische, und auch gelegentlich politische, Spitzen.

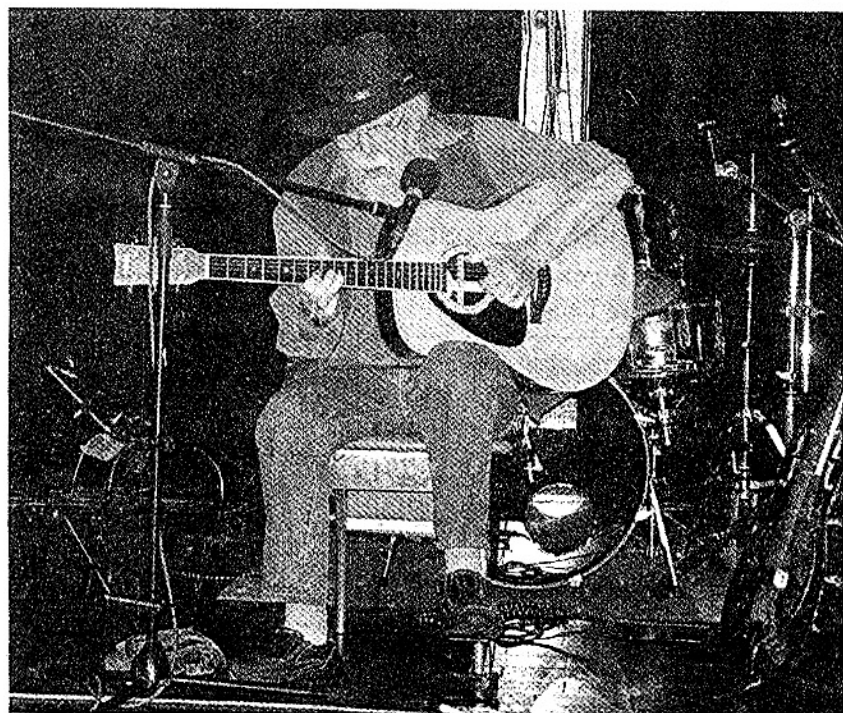
In den 60er Jahren lebte Kirkbride in New York. Seine eigenen Songs aus dieser Zeit sind beeinflusst von den amerikanischen Schriftstellern der Beat-Generation wie Jack Kerouac und Allan Ginsburgh, musikalisch von Bob Dylan

und Joan Baez. Der Schotte singt von Arbeitslosigkeit, sozialen Schiefen und anderen Übeln. Sein „Rover Song“, der sich damit auseinandersetzt, stammt aus dieser Zeit.

Im „Jam“ spielte er authentischen Blues, stellte eine enge Beziehung zum Publikum her, und bezog es mit teils humorvollen, teils gesellschaftskritischen Bemerkungen mit in das Geschehen ein. Beim „Mississippi Water Blues“ von Robert Johnson erzählt Kirkbride, dass man Johnson nachsagte, als „Teufelsgitarist“ mit dem Satan im Bunde zu sein. Das war er natürlich nicht, der Mann konnte lediglich sehr gut Gitarrespielen.

Und wenn Kirkbride dann das berühmte „A Whiter Shade Of Pale“ von „Procol Harum“ spielt, schlagen die Töne auf das Publikum über. Man merkt, dieser Mann hat keine musikalischen Luftschlösser im Kopf, sondern will - wie jeder gute Facharbeiter - auch gute Arbeit liefern. Bei Traditionals wie „Honky Tonk Woman“ und „The House Of The Rising Sun“ setzt er das Fingerpicking ein, spielt Mundharmonika, wechselt vom Sprechgesang zu seiner Gitarre - Baujahr 1941 - und ist voll in seinem Element.

Doch er verschont auch die „Größen“ nicht. Bei „Hey Joey“ von Jimi Hendrix, „Mercedes Benz“ von Janis Joplin und „Gypsy Woman“ von Robert Johnson zeigt er sein Können. Natürlich tritt er nicht die amerikanische Flagge mit den Füßen - wie weiland Hendrix - und zerbeißt auch nicht die Gitarrensaiten, sondern versetzt „Hey Joey“ gekonnt mit spanisch-romanischen Klangfiguren. Und was Mr. Kirkbride betrifft - keine Frage: Der Mann hat den Blues und er hat ihn hoffentlich noch sehr lange. (hph)



Dass John Kirkbride für die Musik - vor allem für den Blues - lebt, konnte jeder hören.